



Foto: Mike Fröhling

Werner Bab wollte so normal wie möglich leben. Bis die Erinnerung ihn einholte.

Das stille Opfer

Werner Bab hat Auschwitz überlebt. Er kam nach Berlin zurück und versuchte, zu vergessen. Weil man sonst als Jude nicht in Deutschland leben kann

Nina Esser

BERLIN. Jetzt hat er den Laden zugemacht. Er bringe ohnehin nichts mehr ein, sagt Werner Bab. Er ist 82 und bis vor ein paar Wochen hatte er ein Autohaus. Die Werkstatt "Fiat Bab" an der Kreuzbergstraße/Ecke Mehringdamm kannte mancher in Berlin. Dass der Mann aus dem Autohaus ein außergewöhnliches Leben hinter sich hat, das wussten jedoch nur wenige. Lange Zeit hat er auch nicht darüber geredet. Dass er mit über 80 noch in seinem Autohaus stand, hat mit seiner kleinen Rente zu tun. Eine Rente, die sich auch zusammensetzt aus den paar Pfennigen, die der Jude Werner Bab als Zwangsarbeiter in einer Kunstharzpresserei verdiente. "19 Pfennig die Stunde", sagt Bab.

"Ich war ja ganz alleine"

Werner Bab wollte nie Autohändler werden. Doch er brauchte ein Geschäft, das ihn ernährte. Nach dem Krieg in Deutschland, in jenem Deutschland, in dem man ihn ein paar Jahre zuvor noch umbringen wollte. "Ich war ja ganz alleine. Verwandte und Freunde waren alle vergast oder im Ausland und ich musste immer so viel verdienen, dass ich essen und trinken konnte. Das war immer schwierig. Ich hab ja nichts gelernt." Nichts lernen können.

Mit Hitlers Machtübernahme ist für Werner Bab die Kindheit vorbei. Da ist er neun Jahre alt. Mit den Rassengesetzen von 1935 wird der Besuch einer öffentlichen Schule unmöglich für ihn. "Das ging ganz schnell. Man hatte keine Freunde mehr." Seine Eltern schicken ihn in ein jüdisches Internat in Stettin. "1938 brannte die Synagoge - aber so richtig haben wir uns dabei noch nichts gedacht." Das Internat wird geschlossen, die Lehrer verhaftet. Werner Bab, damals gerade vierzehn Jahre alt, landet als Zwangsarbeiter in Berlin.

Mit 18 flüchtet er in die Schweiz. Dort fängt ihn 1942 die Gestapo ab. Nach mehreren Monaten Haft kommt er ins Stammlager von Auschwitz.

Er überlebt, aber er hatte sich ein anderes Leben vorgestellt. "Vielleicht war es ja mein Wunsch, Rechtsanwalt zu werden", sagt Bab. Dann sagt er, er habe keine Zeit gehabt, Wünsche zu entwickeln, weil es immer nur ums Überleben ging. Auch nach dem Krieg. "Mein ganzes Leben Hilfsarbeiter zu sein, war nicht mein Wunsch. Damit bin ich auch heute noch nicht fertig geworden. Wenn heute einer fragt, was bist du von Beruf? Hilfsarbeiter! Sie müssen immer dran denken, ich konnte mich nie bei irgendeiner deutschen Firma bewerben. Wenn ich mich beworben hätte, hätten die als erstes wissen wollen, welche Schulbildung ich habe. Keine. Dann wird gefragt: Was hast du gelernt? Nichts. Welche Firma stellt mich ein? Keine!"

Bab nennt sich immer einen Hilfsarbeiter, spricht von sich nicht als Autohändler. Er wollte Bildung, und die hat er nicht bekommen. Im Leben des Überlebenden ging es immer ums Überleben. Auch das haben ihm die Nationalsozialisten angetan, über Auschwitz hinaus.

Das Autohaus, die Arbeit, die ihm eigentlich nichts sagt, sie hat ihn zumindest vom Nachdenken über die Vergangenheit abgehalten. Über die Vergangenheit der Deutschen, die jetzt ihre Autos bei ihm kauften. Die dafür sorgten, dass der Überlebende seine Kredite abbezahlen konnte. "Wenn man ohne Geld anfängt, dann muss man kämpfen. Ich habe jahrelang keinen Urlaub gemacht. Kannte ich gar nicht das Wort Urlaub. Wir hatten sogar sonntags aufgehabt", sagt Bab. Das Wirtschaftswunder überdeckte so vieles in jenen Jahren.

Im Autohaus und im Freundeskreis erzählt Werner Bab so gut wie nichts von seinen Erlebnissen und wahrscheinlich ist es sogar gut, dass Freunde nicht nachgefragt haben. Hätten sie ihn zum Erzählen ermuntert, die Bilder wären auferstanden und wer weiß, ob er sie ausgehalten hätte. Er sagt, dass er mit der Geschichte 1945 abgeschlossen hat, dass es darum ging, sich neue Ziele zu setzen. "Man muss verdrängen und wenn sie das nicht können, dann kann man als Jude nicht in Deutschland leben. Wenn sie in jedem Menschen jemanden sehen, der ihre Familie umgebracht hat, dann können sie hier nicht leben. Das ist unmöglich. Sie sind gezwungen, zu verdrängen. Sie müssen sagen, die Zeit ist erledigt und davon will ich nichts mehr wissen."

Ein Zeitzeuge

So hat er es gehalten, gut sechzig Jahre lang. Bis einer kam, ein junger Student, Christian Ender, der ihn immer wieder gebeten hat, zu erzählen. Der schließlich einen Film über Babs Leben machte. "Zeitabschnitte des Werner Bab", heißt das Porträt auf DVD. Und so wurde Bab doch noch zu einem Zeitzeugen. Einer, der am Ende seine Lebens vor Leuten redet, die ihr Leben noch vor sich haben: Schüler, die das können, was Werner Bab immer wollte, nämlich lernen. Und jetzt lernen sie auch etwas über das Leben eines Menschen, der überlebte und in Deutschland blieb. Es gibt keine Frage, die ihm die Schüler nicht stellen dürfen. Ob die überlebenden Juden nach der Befreiung von Auschwitz in psychologische Behandlung gekommen seien, fragt ihn ein Mädchen. Da lacht Werner Bab. Psychologische Betreuung!

Dann redet er von seiner Zeit nach Auschwitz. "Die Nazis - ja wer waren denn die Nazis, das waren doch unsere Nachbarn - die waren ja nicht plötzlich verschwunden, man kann ein Volk ja nicht von heute auf morgen austauschen!" Werner Bab erinnert sich noch an die Anträge, die er nach dem Krieg in der Bundesrepublik stellen musste. Einen Antrag auf Wiedereinbürgerung etwa, weil die Deportation nach Auschwitz damals mit einer Ausbürgerung einherging. Und einen Antrag auf Tilgung des Namens "Israel" - den alle Juden im Dritten Reich tragen mussten - aus seinem Pass. "Dabei habe ich so nie geheiß", sagt Werner Bab.

Einen Sommer hat Bab mal zwei kleine Jungs getroffen. Die haben die Nummer auf seinem Unterarm gesehen und ihn gefragt, warum er sich seine Telefonnummer in den Arm geritzt hat. Die Erwachsenen sind anders, sagt Bab. "In dem Moment, wo sie die Nummer sehen, reden sie nicht mehr normal mit mir. Dann bin ich wieder, was ich nie sein wollte: ein Außenseiter." Deshalb trägt Werner Bab keine kurzärmeligen Hemden mehr.

Berliner Zeitung, 19.09.2006

http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/print/seite_3/587471.html